

(Nachdruck verboten.)

Tobelvolk.

9]

Eine Dorfgeschichte von Paul Sig.

„Frecher Banst!“ knurrte Heinrich. Er hatte in dem Benehmen des Mannes deutlich eine feindselige Mißachtung seiner Person erkannt.

Elsbeth wußte nicht, wohin fliehen vor innerer Pein. Endlich konnten sie einsteigen. Heinrich hatte schnell einen kleinen leeren Abteil der zweiten Klasse gefunden, aber erst nachdem die Station verschwunden war, durfte er sich neben die Freundin setzen und den echten Genuß der Liebe mit ihr tauschen. Dieses leider allzu kurze Tete-a-tete im Bahnwagen war nun einmal das Schönste an ihren Zusammenkünften, der einzige Ort, wo ungestört eins am anderen hängen, sich in die Augen sehen, wieder und wieder umhalsen durften! Aber diesmal war ihnen die Freude fast ganz verdorben. Während sie sonst in dieser Viertelstunde beide mit Worten geizten, um nur ja die kostbare Zeit nicht unweife zu verträdeln, machte sich Elsbeth heute gar bald von seinen Armen los und drückte ihre Sorgen in einem schweren Seufzer aus. Er sah von unten her in ihre unfreundlichen Sterne.

„Was hast Du? Ist es wegen dem blöden Bißbold?“

„Ach, wenn's nur das wäre! Aber irgend jemand muß es meinem Vater hinterbracht haben!“ sagte sie, nun selbst davon überzeugt, und ließ sich müde in die gepolsterte Ecke fallen. Ihn anzusehen vermochte sie nicht. Er suchte ihre Hand im Ruff und preßte sie vor Entsetzen. „Dann steht es nicht gut um unsere Sache!“ schob es ihm durch den Kopf. Laut fragte er nur, woher sie das wissen wolle, und dann, als sie stark unterstrichen, selbstquälerisch erzählte, was zu Hause geschehen, gingen beide eigenen Gedanken nach, wie Menschen, die auf verbotenen Wegen schleichen.

Er sah hinaus auf den See, von dem ein seiner Dampf aufstieg, der aber gleich wieder zerging. Das leicht bewegte Wasser hatte eine glanzlose, öde Bläue. In Ufernähe schwammen verloren schaukelnd einige Taucher und Wildenten. Und das Schilf legte vorüber mit vertrockneten hängenden Büscheln. Nur der lange weiße Inselstreif drüben war noch sonnenbeschieden. Winzige Fünklein sprangen unter schneebedeckten Dächern hervor, und das große vergoldete Kreuz auf der Kirche leuchtete weit umher, herrlich, gleich einem Fanal für schiffbrüchige, verirrte Seelen.

Heinrich wollte, ergriffen von diesem Bild, auch ihren Blick darauf hinleiten, damit sie, vielleicht urplötzlich vom Glauben an das gemeinsame Los durchdrungen, wieder zurückkehre in sein Vereich, so recht als ein vertrauendes Mädchenherz, das alle guten Dinge allein von der stärkeren Hand des Geliebten erhofft.

Was hielt ihn ab? Welche Macht stieß ihn so schroff herunter von der Höhe dieser Illusion? Er konnte seine Hand nicht ausstrecken und weit weniger noch mit wahrem Gefühl ausprechen, was ihn eben noch bewegte. Ein freches, lauerndes Gesicht mit in die Stirne hängenden schwarzen Strähnen tauchte vor ihm auf. — —

Er mußte die Augen schließen.

„Bestreite doch ganz einfach, daß wir . . . uns näher kennen, wenn Dich der Vater fragen sollte!“ begann er gegen seine bessere Einsicht zu sprechen. Es klang ihm selbst schändlich, unbeherzt. Was sie vielleicht aus mädchenhafter Angst vor väterlicher Willkür von selbst getan hätte, bekam nun durch seinen Zuspruch eine gemeine, abstoßende Stolzfrage. Und dann schwächte er hastig weiter, obwohl er sich fragte: „Was für ein Teufel spricht aus mir?“ von „Zeit gewinnen gegen häuerische Beschränktheit“, von großen Erfolgen, die bald einmal an dem engen Horizont des Galdensteiner Bürgermeisters aufgehen würden, — bis sie ihn zornig unterbrach, er möge sie doch nicht solche Geringschätzung ihres Vaters hören lassen, das könne sie ganz und gar nicht vertragen! Seine Verwirrung konnte sich nicht mehr verbergen, und das Selbstgefühl schrumpfte ein wie Gallert an der Sonne, als sie sich auf einmal seiner Zärtlichkeiten erwehrte.

Schon war die Station vor Treustadt erreicht.

Nur als Ahnung schwebte ihm vor, wie er jetzt zu ihr

hätte sprechen müssen, um ihre Zweifel zu zerstreuen. Ja, einer schönen Insel gleich lag es im trüben Strom seiner Gefühle, und er selbst lief hilflos am anderen Ufer auf und ab: „Wenn ich nur dort hinüber könnte!“

Elsbeth hatte lange darauf geharrt, sie konnte den Mut zu dieser Liebe nicht finden aus eigener Kraft, ohne das selige Geleucht seiner Begeisterung. Jetzt war sie fast himmelweit entfernt von ihm, er kam ihr nicht mehr wie ein hochgemuter Künstler vor, der seine Umgebung heimlich überragte und eines Tages plötzlich aller Welt in seiner wahren Größe sichtbar würde. Sie dachte statt dessen an zwei junge, reiche Treustädter, die ihr schon lange den Hof machten, und schließlich war sie nahe daran, in die Denkart ihres Vaters einzulenken. Woher wollte eigentlich Heinrich wissen, daß gerade er sein Ziel so bald erreiche? Hörte man nicht fortwährend von jungen Schriftstellern, die aus Verzweiflung über Mißgeschick und Dürftigkeit ihr Leben gewaltsam beschloßen? Und wenn sie sich vollends seiner Abkunft erinnerte, — — o Gott, wieviel Abneigung gab es da noch zu überwinden! Warum mußte er denn durchaus im Tobel droben leben? Es widerstrebte ihr, jemals die Rede darauf zu bringen, denn ihr war nicht verborgen geblieben, daß seine Base Marei allabendlich nach Hause kam — —

Sie sah aus ihrer Ecke starr nach den düst bereiften Telegraphendrähten, die leise schütterten vom Luftdruck und einen Sprühregen blühendere Atome verstreuten.

„Wir kommen nie zusammen, nie zusammen, nie zusammen!“ hörte sie aus dem Rattern der Radachsen, und als sie schärfer hinhörchte, vernahm sie sogar deutlich: „Zum letztenmal, zum letztenmal!“

Im Augenblick der tiefsten Erniedrigung besann sich Heinrich auf ein Zeitungsblatt, das er für Elsbeth mitgebracht hatte. Es enthielt eine kürzlich erschienene Empfehlung seines ersten Büchleins; unter den lobenden Worten stand der Name eines berühmten Dichters. Das zog er nur hervor.

„Willst Du einmal sehen, was da geschrieben steht?“ fragte er heiser und lehnte seinen Kopf schwach gegen ihre Schulter. Sie las die ersten Sätze beinahe mit Widerwillen, zum erstenmal ohne das günstige Vorurteil, das sie sonst seinen Leistungen entgegenbrachte. Aber bald schmeichelte die hohe Anerkennung ihrem unerfahrenen Herzen, die Worte der Schrift begannen leise zu klingen, dann mehr und mehr, bis gegen den Schluß eine hinreichende, berausende Musik daraus wurde, die ihr die Brust dehnte, heiße Tränen entlockte. Tränen der Reue, der Treue, der Freude, der Liebe, des Jubels!

Erschüttert sank er vor ihr nieder, dankbar umfaßte er ihre Knie.

„Schenk' mir nur weiter Dein Vertrauen, Els' — tu's, dann kann ich alles erreichen! Dann wird bald alles gut. Ich schwöre Dir, Du wirst noch einmal!“ —

Die Stimme versagte ihm, er begrub schluchzend den Kopf in ihrem Schoß und legte die Arme um ihre schön gewölbten Hüften.

Da tat Elsbeth Stadler ein stummes, heiliges Gefühl, nie und nimmer vor diesem lieben Menschen zu lassen.

„Du allein hörst es, großer Gott im Himmel! Und ich will nicht selig sterben, wenn ich den Schwur nicht halte!“ betete die fromme Seele. Indes ihre Tränen auf seine Waden tropften, strich ihre Hand beschwichtigend, jasehend darüber hin. Beide hatten vergessen, wo sie sich befanden. Indessen ließ das Trommeln der Räder mächtig nach, und als der Zug schon beinahe stand, schräfen sie wie die armen Sünder auf aus dem Taumel der wiedergefundenen Liebe. Sie waren die letzten, die ausstiegen. Und als wollte sie ganz Treustadt herausfordern, legte Elsbeth zum erstenmal vor aller Augen den Arm in den seinen. So hochgehrt hatte sich Heinrich noch nie gefühlt! Er mußte sich ordentlich recken und strecken, um die Höhe ihrer Gestalt zu erreichen. Was jedoch seine sonstige Erscheinung anbetraf, brauchte sich das Mädchen seiner wahrlich nicht zu schämen. Er hatte gern die Hälfte seines letzten Geldes an städtische Kleidung gewandt, und wenn Elsbeth die einzige Galdensteinerin war, die weiße Glacéhandschuhe trug, so hatte er dort gewiß keinen Rivalen in Lackstiefeln und einem Mantel mit blauem Samtkragen!

(Fortsetzung folgt.)

Ludwig Anzengruber.

Heute vor zwanzig Jahren, am 10. Dezember 1889, ein paar Wochen nach seinem fünfzigsten Geburtstag, schloß Anzengruber, Oesterreichs großer Volksdramatiker, nach einem Leben rüstiger Arbeit die Augen zum ewigen Schlaf. Sein Tagewerk war hart gewesen, die Sorge um die eigene und der Familie Existenz hatte ihn bis an die Schwelle des Grabes verfolgt, ihn zu schaffen gezwungen, auch wenn der Geist zur Einsicht und Kräftigung nach Ruhe verlangte. Jäm, der der Welt so viel geschenkt hatte, ward karg vergolten. Nicht dem Lebenden, erst dem Toten — diesem dann freilich in reichem und stetig wachsendem Maße, wurde der Ruhm, den er verdient, zuteil.

Den Vater, einen oberösterreichischen Bauernsohn, der in Wien Unterlehrer in einem kleinen Kenntchen gefunden, verlor der Knabe früh. Um so inniger gestaltete sich sein Verhältnis zu der trefflichen Mutter, die ihn, so lange es die ersparten Kräfte erlaubten, die Realschule besuchten ließ. Dann hieß es, selber Geld verdienen. Der Junge, der die literarischen Neigungen von dem in seinen Mußstunden eifrig poetisierenden Vater geerbt haben mochte, trat in eine Buchhandlung; indes sein Fleiß, die Bücher zu lesen, war stärker als der, sie an die Kunden abzusetzen. Mächtig zog es ihn zum Theater. Endlich gelang es ihm auch, ein Engagement als schauspielerische Hilfskraft zu erhalten. Ein langes Wanderleben bei allerhand armenigen Komödiantentruppen begann. Ihre Kunst brachte ihnen manchmal kaum trockenes Brot zur Stillung des Hungers. Ludwigs Mutter, die beste, hilfloseste Gefährtin des Sohnes teilte es in allen Nöten. Bald erdient ihm sein Darstellertalent zweifelhaft. Um so rühriger war seine Phantasie in dem Entwerfen von Theaterstücken, von denen jedoch niemand etwas wissen wollte.

Nach Wien zurückgekehrt, verbrennt er seine Manuskripte und nimmt, um nur die nackte Existenz kräftigen zu können, eine Polizeischreiberstelle an. „Schon wollte ich verzagen,“ erzählt der Dichter aus jener Zeit, „da noch einmal fragte ich meine getreue Ratgeberin — meine Muße? nein, meine Mutter: „Ich habe einen Stoff zu einem Volksstück, soll ich es schreiben?“ — „Du hast so viel für die Tischlade geschrieben, wags' darauf hin wieder,“ — „Ich wagte es und was dabei herauskam, weiß jeder, der den „Pfarrer von Kirchfeld“ kennt.“

Das Stück, der erste bedeutsame Wurf, in dem sich die lernige Sonderart des Mannes, das warme Herz, die Reinheit des Willens und der still-fröhliche Humor bereits so überraschend offenbart, gelangte im Jahre 1870, da gerade eine Lücke im laufenden Posenrepertoire auszufüllen war, in dem Theater an der Wien zur Ausführung und schlug — ein Wunder bei dem damals herrschenden Geldmangel — gewaltig ein. Dem erstarrten Formelkram katholischen Buchstabenglaubens stellt er in der Figur des Pfarrers Hell einen Priester entgegen, der seines Amtes in lauterer Menschensiebe waltet, und dadurch mit den kirchlichen Gewalten in Widerspruch gerät.

So reich der Vorn von Anzengrubers poetischer Bildkraft strömt, dem Dichter gilt — das prägt sich in diesem Erstling wie in der ganzen Reihe seiner späteren Werke charakteristisch aus — die Bühne unmittelbar zugleich auch als Kanzel, von der herab er „im treuen Glauben an die Menschheit im allgemeinen und das Volk im besonderen“ für humanitäre Tendenzen wirken will. Ich sah — so schildert er in einer Rückschau auf die eigene Entwicklung, die Eindrücke und Wünsche, die für sein Schaffen Richtung gebend waren — „daß man auf dem Theater dem Volke nackten Ansin biete, Handlung, Charaktere, alles unwahrlich, unwahr, nicht überzeugend, so daß der guten Sache der Volksaufklärung mehr geschadet als genützt wurde. Und rings lagen doch so goldreine, so prächtige und mächtige Gedankensätze ausgestreut von den Geistesheroen aller Völker. . . . Alles das mußte sich in kleiner Münze ins Volk bringen lassen, von der Bühne herab, aus dem Wuche heraus. Es schien, als wollte kein Dramatiker Rede haben, was in der Zeit lag und sich mit dem rasch verschwindenden Tage beunilgen, dann aber mangelte es der Volksbühne noch mehr als jeder anderen an einem Repertoire. . . . Ein anderer wollte sich nicht finden, welcher der Zeit von der Bühne herab das Wort redete, und einer mußte es tun, also muß ich es sein. . . . Im Sinne dieser Ideen erfand ich den Pfarrer von Kirchfeld, er wurde eine „Bauerntragödie“, weil er seinem Stoff nach nirgends anders hin zu verlegen war, als in jene Kreise des Volkes; ebenso alle meine andern sogenannten Bauernkomödien. . . . Ich schau meine Bauern so real, daß sie (der Tendenz wegen, die sie zu tragen hatten) überzeugend wirkten, und so viel idealisiert, als dies notwendig war, um im ganzen der poetischen Idee die Wage zu halten. Ich habe mir zuerst den idealen Bauern konstruiert, aus Hunderten von Beobachtungen und Beobachtungen heraus — und realistisch variiert nach all den gleichen Erfahrungen; ein eigentliches Studium hatte ich ihm nie gewidmet, ich faßte ihn mit einem Griff. Ich behandelte alle Charaktere so, ich nehme erst den Menschen, hänge ihm das Ständekleid um und dann gebe ich ihm so viel von der gewöhnlichen lokalen Umgebung, als es sich mit den künstlerischen Intentionen verträgt.“

Die herzliche Hingabe an allgemeine Ziele, die Bescheidenheit, mit der er von seinem Dichten wie einer einfach durchsichtigen Tätigkeit spricht, die ihre beste Kraft dem guten Willen und vernünftiger Einsicht verdankt, lassen den Menschen nur noch lebenswürdiger erscheinen. Ebenso drückt sich aber freilich in der ganzen Art dieses Raisonnements, in dem, was es hervorhebt,

wie in dem, wovon es schweigt, auch eine gewisse Gleichgültigkeit gegenüber dem Streben nach lüdenlos notwendiger Beschlossenheit der künstlerischen Formung aus. Derlei Ansprüche, die wir freilich erst durch Ibsen und Hauptmann an das moderne Drama zu stellen gelernt haben, lagen seiner rasch zugreifenden, nicht auf grüblerisch langentzogene Verienlung gestimmten Natur ganz fern. Seine Phantasie schafft wundervolle Gestalten und Szenen, aber beim Zusammenfügen in den Rahmen einer dramatischen Handlung macht er kein langes Federlesen. Da greift er ohne Strupel auch zu allerhand Gewaltfamleiten, ja fällt hier und da ins billige Melodramatische des überkommenen Volksstückgenres zurück. Er rechnet in dieser Hinsicht mit einem naiv empfänglichen Publikum und empfand wohl selbst den Kontrast solcher Bedelbe zum lebenswahr herausgearbeiteten Kern nicht mit besonderer Schärfe. Vielleicht war das auch gut so, vielleicht hätte eine sorgfältigere artistische Selbstkritik durch die Erregung von allerhand Bedenken in Nebendingen ihn mehr gefährdet als gefördert, das Eigenste seiner freiströmenden Schaffenslust durch ein unfruchtbar experimentierendes Korrigieren eingeengt.

Im Jahre nach dem „Pfarrer“ entstand das „Reineidbauer“-Drama, meisterhaft in der Charakteristik der Titelfigur und der reizenden Kontrastgestalt der Broni, vielleicht der Krone all der vielen lieben frischen Anzengrubermädel. In ihrem Jubelruf am Schluß des durch Wirral, Rot und Sünde führenden Schauspiels: „Aus is's und vorbei is, da sein neue Leut und die Welt fangt erst an,“ schwingt und klingt die Urkraft unbeirrbar hoffnungstarker Lebensfreude.

Nur wenige Monate später folgt die klassische Bauernkomödie der „Kreuzelschreiber“, in der ein von Kaplänen gegen die auffälligen Männer angezettelter Weiberstreik zugleich Gelegenheit zu lustiger Verspottung literarischer Beichtstuhlpropaganda gibt. Jenes urwüchsigte Weltvertrauen, das in dem Ruf der Broni ausleuchtet, läutert und erhöht sich hier zu einem pantheistischen Allgefühl in der Prachtgestalt des zerlumpten, doch allweil aufrechten Steinkloppferhannes. Die Erzählung des Alten, wie ihm einst nach schwerer Krankheit dies Gefühl zum erstenmal als Offenbarung aufgegangen, steht in all ihrer Einfachheit an Tiefe der Empfindung hinter dem berühmten pantheistischen Bekenntnis Fausts in dem Gespräch mit Gretchen nicht zurück: „Wie ich mich so streck und in die Welt hineinichan, wie sie sich rührt und laut und lebzig is um und um und wie die Sonn' und Stern runter und rauskaman, da wird mir auf einmal so verwogen, als wäre ich von freien Studen entstanden und inwendig so wohl, als wär's Sonnenlicht von vorthin in meinen Körper verblieb'n und da kommts über mich, wie wenn Eins zum Andern redt: Es kann Dir nig gesch'h'n. Selbst die größte Marter zählt nimmer, wenns vorbei is. Es kann Dir nig gesch'h'n, Du g'hörst zu dem Allen und dös All g'hört zu Dir! Es kann Dir nig gesch'h'n. Und dös war so lustig, daß ich's all anderen rund herum zugejauchzt hab': Es kann dir nig g'h'e'h'n! Jujuju!“

In raschem Fortgang reiht sich Stück an Stück, nicht alle gleich gelungen, aber fast keines ohne wenigstens eine Figur echt Anzengruberschen Originalgepräges: Da ist das auf seine alten Tage fromm gewordene vom Dusterer genasführte Bäuerlein und die Horladerlies in dem „G'wissenswurm“. Da ist im „Fleck auf der Ehr“ der über des Lebens Unbilden beschaulich philosophierende Landstreicher, dem man, wenn er auch das leidige Maufen nicht lassen kann, darum nicht weniger gut wird, die stolze Bäuerin im „Ledigen Hof“, der kreuzbrave, sein weiches Gefühl hinter allerhand Schurken verbergende Thomas in der Beihnachtskomödie „Heimg'funden“ — um nur an einige der unvergeßlichsten Porträts aus der großen Bildergalerie des Meisters zu erinnern.

Wie auf die Bauern verstand sich Anzengruber auch auf das Kleinbürgertum seiner Wiener Heimatstadt. Das noch in den siebziger Jahren, also lang vor dem Ansturm des neueren Naturalismus geschriebene Wiener Volksstück „Das vierte Gebot“ bot in dem unerhöchlenen, bis zu den letzten Konsequenzen fortschreitenden Ernst seiner Sittenschilderung, in der Schärfe sozial typischer Charakteristik völlig Neues. Es wirkt noch heute, wie sich inzwischen auch die Technik naturalistisch-dramatischer Skizzierungskunst verfeinert haben mag, trotz einiger mitunterlaufenden toten Szenen als Ganzes überwältigend wahr und wichtig.

Würdig stehen den dramatischen Leistungen seine Romane die „Sternhofsbäuerin“ und der „Schandfleck“, die Geschichte einer wader sich durchkämpfenden unehelichen Bauerntochter, mit farbig frischer Naturwilderung durchwoben, zur Seite. Manche der kleinen Erzählungen, die er geru dem liebsten Geckhöpfe seiner Phantasie, dem waldverwandten Steinkloppferhannes in den Mund legt, sind Glanzstücke in humoristisches Gewand gekleideter Lebensweisheit. So das Märchen vom Grobater, der die von Menschen ausgedachten „Himmelreicher“, die christlichen nicht minder als die heidnischen, empört über ihre öde Langweiligkeit, mit einem kräftigen Pini Teufel zusperrt, und das schönste von allen, des Steinkloppferhannes „G'schicht von der Maschin“, die ihn im Traum die Zukunft — eine sozialistische Zukunft — sehen läßt. „Ist die ganze Welt wie verändert g'wesen; alles, was man denken und sinnen kann, das nur möglich ist, es rührt der Mensch mit selber mit seine Hand' d'ran, das haben Maschinen geschaffen und an den Maschinen sind

sie g'standen, die neuen Zeit, unbeschränkt, unbeschränkt, schön groß und stark und hat ihnen G'sundheit und die G'sundheit aus d's Aug'n g'leucht, is jeder wie ein König an der Maschin g'standen, die er gemeistert hat bis aufs letzte Radl. Und über die Welt war ein großer Arbeitstag mit lauter saub're lustige Arbeitsleut'."

In allen Formen, beim Dramatiker wie beim Erzähler, bricht was Anzengruber seinen „treuen Glauben an die Menschheit und das Volk insbesondere“ nennt, als Weisenselement hervor. Nicht in den Versen nur, auch in dem Leben fühlte und litt er mit den Armen. Sein Freund der Dichter Wolfegger hat berichtet, mit welchem Ingrimme Anzengruber das Unrecht der bestehenden Gesellschaftsordnung empfand. Kam das Gespräch darauf, so starrte er bisweilen, als wäre er versunken in eine Erscheinung, vor sich hinein murmelte etwas von Nord und Brand: „Sie wollen's ja nicht anders. Bitten und Barten hilft ja nicht! Da draußen auf der Au reiten sie bei Wettrennen die Pferde zu Tode, die Tausende gefotet, und fünfzig Schritte daneben stürzt sich von der Donaubrücke ein Weib mit einem Kind vor Hungersnot ins Wasser. Es ist — mir graust.“ Das Weltvertrauen, das in ihm lebte, das er im Bekenntnis des Stein-Klosterhannes verherrlicht hat, ist frei von jeder Spur schöneliger, vor den schneidenden Disharmonien das Auge verschließender Beschaulichkeit. Es ist Vertrauen vor allem zu der Entwidlung innerhalb der Welt, der Glaube, daß der zur Vernunft geborene Mensch, als Teil der Welt seine Kraft siegreich im Kampfe des Fortschritts brauchen und sich eine Ordnung, wie sie dieser Anlage entspricht, schaffen wird.

Conrad Schmidt

Neue Kinderbücher.

Groß ist wieder die Flut der Bücher, die für die heranwachsende Generation auf den Weihnachtsmarkt gebracht sind. Vom Wichtigem und Charakteristischen — nicht nur vom ganz Guten — soll hier die Rede sein, einmal um den Käufers von Jugendbüchern zur Hand zu gehen, dann um über die Grundsätze zu unterrichten, die für Gut und Schlecht auf diesem Felde in Betracht kommen, und endlich um die Entwidlung zu verfolgen, die sich hier vollzieht. Eine Entwidlung wird nämlich sichtbar: nicht in großer Bewegung zwar, aber doch in einer starken Spur.

Kinderreime und Volkslieder.

Schier unerschöpflich scheinen die alten Quellen guter Kinderlieder. Kein Jahr vergeht jetzt, ohne daß ein paar neue Ausgaben von Kinderliedern erscheinen: immer in anderer Zusammensetzung. Man wird wohl sagen dürfen, daß die alte Münze heute wieder besser in der Kindertwelt umläuft als noch vor zehn Jahren. Wolgastis in immer neuen Tausenden verlaufenes Büchlein alter volkstümlicher Kinderreime (Selbstverlag in Hamburg und Verlag der „Jugendblätter“, München) hat sicher vielen Versein zu neuem Klang verholfen, und für die Kinderliederdichter aus der Mitte des vorigen Jahrhunderts ist ganz offenbar abermals eine Zeit lebhafter Wirksamkeit gekommen: für die Hay, Hill, Reindl, Bocci, Hoffmann v. Fallersleben. Wilhelm Hay geht mit Otto Spedter Hand in Hand: von Hays berühmten Versfabeln hat Alfred Janssens Verlag, Hamburg, ein zweites Bändchen veröffentlicht: „Noch fünfzig Fabeln für Kinder“ und diese Ausgabe (geb. 60 Pf.) hat sogar künstlerischen Wert: sie gibt die Spedterischen Bilder nach der ersten lithographisch hergestellten Ausgabe, ohne die Vergrößerungen, die sich bei der Umzeichnung für den Holzschnitt eingemittelt hatten. Nun sieht man erst Spedters innige Liebe zur Sache. Die Reihe seiner verdienstvollen beliebt gewordenen deutschen Bilderbücher — breites Format mit farbigen Bildern und deutlich großer Schrift zum Preise von 1 M. — hat der Verlag von Josef Scholz in Mainz vervollständigt durch ein Buch Kinderlieder von Robert Reindl: Wie ist doch die Erde so schön! und eins von Hoffmann von Fallersleben: Die Herzen auf! Ein paar jubelfrische Bücher sind's. Hans Schwedler, der das erste mit Bildern geziert hat, weiß, was Schönheit der Natur und Menschenfreude ist. Vene Baurenfeind hat zu den Hoffmannischen Liedern Bilder ausgedacht und sie weiß darzustellen, wie drollig kleine Buben, wie lieb kleine Mädchen und wie schön und froh und ernsthaft junge Mütter sein können. Ganz anders wieder, vielseitiger und farbenreicher, ist das von E. Midelait mit Bildern geschmückte Buch Hoffmannischer Kinderlieder: Kuckuck, Kuckuck ruft aus dem Wald, dessen Text von der Berliner Freien Lehrervereinigung für Kunstpflege ausgewählt wurde (Alfred Hahn, Leipzig, 2,50 M.). An die tanzfrohe Leichtigkeit der Hoffmannischen Lieder kommt Midelait nicht heran, seine Schwere im zeichnerischen und auch im farbigen Ausdruck steht der unmittelbaren Freude im Wege. In einzelnen Bildern deutet sich ein hübscher Einfall an, aber er ist im ersten Stadium der Bewegung steden geblieben. Die Lieder sind so gewählt, daß das Tierbild zur Hauptfache des Buches werden kann. Eine ganze Reihe von Liederchen von Hoffmann ist auch in das Büchlein Jugend-Klang aufgenommen (Schreiber, Ehlingen, 1,50 Mark). Eine reizende Gabe! In neuer Art sind die „alten deutschen Kinderlieder“ — Uralt ist darunter — zusammengestellt: nach den vier Jahreszeiten, und jedes Lied hat sein kindsfroh bewegtes Bild von Joseph Mauer. Der versteht sich ja auf das, was das kindliche Auge brandet. In den Liedern sind auch Reime gegeben; soll also sagen: Ihr Mütter, singt's den Kindern zu den Bildern vor! Darauf kommt's bei all den Kinderreim-Heften über-

haupt an: daß die Mütter die Reime im Kopfe haben und frei und launig im rechten Augenblick anbringen können. Diese Reime sind die Hausmusik für die Kleinen und auf diesem Boden wächst die Liebe zu unseren alten Volksliedern.

Weil eins so mit dem anderen verbunden ist, erscheint es auch ganz natürlich, daß ein Kinderbuchverlag wie der von Karl Aug. Seyfried, München, eine Sammlung von fünfzig edsten Volksliedern „Aus entschwendenen Tagen“ herausgibt. (Preis 4,80 M.) Im Auftrage des Münchener Vereins für Volkskunst und Volkskunde hat Joseph Beslmüller dies schöne Buch geschaffen, das mirarbeiten will, die Schätze zu heben, die auf dem Gebiete der Volksliedkunst verborgen liegen.“ Martin Greif hat dem Buch ein Geleitwort gegeben. Heute tritt auch im Arbeitergesang die Lust an Volksliedern mit wachsender Stärke hervor, und so wird man hoffentlich auch hier diese Arbeit begrüßen. Cornelius Schmitt hat den Musiktag der fünfzig Lieder, die bis ins 15. Jahrhundert zurückgehen, bearbeitet. Dazu kommt dies Werk, das in Haus, Schule und Gesellschaft gebraucht werden möchte, in einem Gewande, das die Stimmung der Lieder auch dem Auge fühlbar macht: Rudolf Schieß hat den Reimen und Textseitenrahmen in altmaier, kräftig-traulicher Holzschnittmanier gezeichnet, die man angeheimelt wieder und wieder betrachtet.

Doch noch einmal zurück zu den Kinderreim-Büchern. Es ist da noch eins für Vier- und Fünfjährige von Al. Frieringer, und wieder sind die farbigen Bilder von Joseph Mauer. Blauer Blumen ist sein Name (Jugendblätter, München, 1,20 M.). Das Kind soll's vor dem Lesealter schon lieb gewinnen. Die Bilder sollen dafür sorgen, aber die Mütter müssen auch hier helfen. Ist dann die Lesekunst gewonnen, so wird dies Buch die aller schönste Erweiterung des Fabeltextes sein können. Neben den mit großer klarer Schrift gegebenen Reimen enthält das Buch auch kleine, elementare Prosastücke, gute alterprobt Sachen. Neue Kinderreime, vortrefflich in ihrer Einfachheit und Kürze, hat Gustav Falke zu den beiden Tierbilderbüchern des Scholzischen Verlages geschrieben. (Jedes Heft 1 M.) Doch hier sind die Bilder die Hauptsache. Unsere heimischen Tiere sind dargestellt, in der Umgebung, die zu ihnen gehört, und auch in der Tätigkeit, die sie kennzeichnet. Eugen Dhwald hat mit großem erzieherischen Verständnis gearbeitet. Er gibt nur, was das kleine Kind wirklich sehen kann, stellt die Tiere groß hin, ist in den Umrissen kräftigbestimmt und ebenso in der Farbengebung. Man hat das Gefühl, die Bilder müßten das Kind geradezu anziehen. Dhwald hat mit diesen Tierbilderbüchern alle Vorgänger übertroffen. Der Verlag sollte sich aber entschließen, die Bücher auch unzerreißbar herauszugeben, ohne die Verse und kleineren Nebenzeichnungen. Zu den besten Kinderliederdichtern unserer Tage gehört Karl Ferdinands. Das zeigt wieder sein Bilderbuch Mit Sang und Klang das Jahr entlang (Alfred Hahn, Leipzig, 2,80 M.). Es ist eine Art Kalenderbuch für Kinder, und in Bild und Wort ein reiches Buch. Manches Bild wird von den Kleinen, die noch nicht lesen können, aufgenommen werden, auch mancher der lustig singenden Reime, die von edstem kindlichem Rhythmus erfüllt sind. Aber die eigentliche Freude kann erst des Lesealter herausgewinnen, bei dem sich über Monate und Jahreszeiten klarere Begriffe herausbilden. Da kann ihm dies Buch ein fröhlicher Gefeser sein. Eine ärgerliche, vereinzelt Entgleisung sei genannt, damit sie ausgegert werden kann, der Vers: „Und der Tanzmann macht die Tür zu, hat für Kinder keine Zeit.“ Man fühlt's diesem Buche an, daß es bleiben wird. Auch der schöne, farbenreiche Bilder Schmuck wird dafür sorgen. Drei Künstler haben daran gearbeitet: Hans von Kollmann, Elie Rehm und Reinhold Hanisch. Gut passen die drei zusammen; sie ergänzen einander, bringen eine lustig lebendige Kinderschar zusammen, die tausenderlei erzählt und doch nicht überladen scheint.

Unzerreißbares.

Je besser ein Bilderbuch für die Kleinen ist, um so mehr verlangt man, es möchte unzerreißbar sein. Aber unzerreißbare Bilderbücher haben hohe Herstellungskosten, wenn sie wirklich eine erstaunliche Widerstandskraft haben und zugleich künstlerisch gut sein sollen. Manches Pappbuch wird als unzerreißbar angeboten, was doch ohne weiteres lüdt und bricht. Eine gute Lösung könnten die Leinenbücher geben, aber es scheint nicht, daß sie leicht einzuführen sind. Der Preis hindert. Vor zwei Jahren gab Hans von Webers Verlag, München, ein paar solcher Bücher heraus, aber er setzt die Arbeit einweilen nicht fort. Die Pappbücher haben immer noch die Kunstfertigkeit allein für sich. Ein prächtiger Sieg ist da Gertrud Casparis Lustiges Kleinbilderbuch (Alfred Hahn, Leipzig, 2,80 M.) gewesen. Es hat nun Schule gemacht. Seiner Art recht verwandt ist das Pappbuch Gio Popeio des Scholzischen Verlages (Preis 3 M.). Die farbigen Bilder wirken wie ins Derbe übertragene Casparis. Gleichwohl sind die Bilder ursprüngliche Gaben Arpad Schmidt hammers. Der Künstler hat sich nur der erzieherischen Einsicht gefügt, für das Kind zu arbeiten. In der Beschränkung auf das Notwendige zeigt sich auch auf diesem Gebiete der Meister. Sehr praktisch ist, die Reime in geschriebener Schrift auf die Blätter zu setzen wie's schon in dem Casparischen Buche geschehen war. In dem Pappbuche des Verlags der Jugendblätter, München, Gio popeia (Preis 2,50 M.) sind die alten Kinderverse in Druckchrift neben die Bilder gesetzt. Dies Buch bedeutet in bezug auf Haltbarkeit wieder einen Schritt vor-

wärts: es heftet die Bildtafeln nicht mit Leinenfalten zusammen, die sich doch schließlich ablösen, sondern macht die Bappe der Bildtafeln in der Knickzone durch eine doppelte Auflockerung leicht biegsam. Die Bilder von Joseph Mauder bringen die Hauptsache kräftig in den Vordergrund. Hier und da spricht die Neigung zu karikierender Komik ein Wortlein mit und auch die Lust am wiedermeierischen Gewand. So kommt hoffentlich auch das Kind zu reichem Spaß: solch ein Unikum wie der tanzende Buzemann kann wohl kaum ohne Wirkung bleiben. Das Wiedermeierische hilft zu breiten vollen Farben. Mir scheint aber, ein wenig mehr Leuchtkraft könnte in den Farben sein. Ein Irrtum ist auf dem ersten Textblatte enthalten: das „Schloß, Kindlein, schlaf“ ist kein Morgenlied.

Beschäftigungsbücher.

Ein Merkmal unserer neuen Kinderbuchliteratur ist die Absicht, der Erziehung des Auges, der Entwicklung des Farbensinnes zu dienen. In enger Verbindung mit dieser Absicht stehen die vielen Malbücher, die in den letzten Jahren erschienen sind. Hans Thoma hat eifrig auf diesem Felde mitgewirkt, seine Bilder und Postkarten zum Ausmalen — Scholischer Verlag — sind gut bekannt geworden. Ausmalbilder gibt auch das Münchner Kind-Malbuch von Joseph Mauder (Schreiber, Eßlingen), und bei Schaffstein in Köln, Alfred Hahn in Leipzig und Seyfried in München fehlt's auch nicht an Veröffentlichungen dieser Art. In diesem Jahre wird dieses Stück Bildungsarbeit in wichtiger Weise erweitert: die Erziehung des Auges soll mit der Erziehung der Hand in engste Verbindung gebracht werden, und das Arbeitsmaterial ist Buntpapier und Schere. Dresdener Lehrer haben für diesen Zweck eine Reihe Vorlagenhefte geschaffen. Sie führen den Namen: Schreibers Ausschneidearbeiten für Glanzpapier (Schreibers Verlag, Eßlingen, Preis für jedes Heft 1 M., Buntpapierhefte mit 44 Bogen 70 Pf.). Die Einführung zu den Heften sagt ganz einleuchtend: „Das Ausschneiden macht nicht nur die Hand geschick und das Auge empfänglicher für Formen und Farben, es kräftigt auch das Auffassungsvermögen und die Ausdrucksfähigkeit.“ Es ist nicht zu bezweifeln, daß die Vorstellungen, die das Kind durch gestaltende Arbeit gewinnt, klarer sind und fester haften als die durch bloße Anschauung und Belehrung erworbenen.“ Der Zweck wird natürlich nur dann erfüllt, wenn das Kind die Dinge, die ihm die Vorlagen zeigen, aus der Erinnerung nachschneidet. Die Vorlagen führen von einfachen, einfarbigen Dingen zu reicher gestalteten, mehrfarbigen und gipfeln in Beschäftigungsbogen (je 25 Pf.), die dem Kinde zeigen, wie es sich Rappelmänner und ganze Dörfer und kleine Städte mit der Schere schaffen kann. Schaffen! Diese Scherearbeit kann als eine stillwirkende Erziehung zum Schaffen im besten Sinne angesehen werden. Ganz wie durch jedes andere Spiel, in dem die Phantasie sich Luft macht und aus eigener Kraft nährt. Viel mehr bedeuten diese freien Ausschneidearbeiten als die Beschäftigung mit den sogenannten Modellierbogen, die übrigens jetzt auch eine wesentliche künstlerische Verbesserung erfahren haben. Der Verlag von W. G. Teubner, Leipzig, hat daran gearbeitet, und die Bau- und Aufstellbogen, die der Schreibersche Verlag vorlegt (jeder Bogen 25 Pf.), sind auch höchst reizvoll. Sie treiben zugleich Heimatkunde. Zu den Beschäftigungsbüchern gehört auch die neue Arbeit von Gertrud Caspari, das „Anschauungs- und Darstellungsbuch“, das sich das besondere Thema stellt: Auf dem Lande (Alfred Hahn, Leipzig, 4 M.). Die Schreiberschen Vorlagen wollen auch die Fähigkeit schulen, Wirklichkeitsbilder in den Farben, die das Kind gesehen, nachzuschneiden. Gertrud Casparis Buch will zunächst die Anschauung bereichern: auf großen Bildern zeigt es Landschaft, Wald, Feld, Fluß und Dorf und zu jedem Bilde zwei Tafeln mit allerlei Einzelleben, auf das dort das Auge stoßen kann, und immer gibt es dazu einen lebendig anschaulich gehaltenen Text. Das ist aber noch nicht alles: das Buch will auch darstellen lehren, das Kind soll das Erschaute zu geistig anregendem Spiele vertexten. So hat jedes Hauptbild noch zwei weitere Nebentafeln, auf denen gezeigt ist, wie sich Erschautes darstellen läßt durch Stäbchenlegen, Ausschneiden und Kleben aus farbigen Papieren, und auch diese Tafeln sind mit einem frischlaunig anleitenden Texte versehen. Ein großes Stück ernsthafter Arbeit steckt in diesem Buche. Es drängt vor die Frage: ob nicht doch zu viel auf einmal geboten wurde, und ob's aus erzieherischen Gründen nicht besser gewesen wäre, den Inhalt in drei einzelne Hefte zu zerlegen. Doch das Buch ist liebevoll schön in jeder Einzelheit und Eltern und Kindern zur gemeinsamen Beschäftigung zu empfehlen.

Bildergeschichten.

Die Bildergeschichte entspricht einer Altersstufe, die schon aus der Zeit des Buches mit dem gar nicht oder nur ganz lose verbundenen Vielerlei von Einzelbildern herausführt. Sie hat ihre große Bedeutung für die Jahre, in denen das Kind vom Märchen erobert wird, für das frühe Lesealter, in dem sein Schauen reift und künstlerischen Vorstellungen zugänglich wird, und zu Ende geht die Zeit der Bildergeschichte im Leben nie.

Vor etwa zehn Jahren machte sich auf dem Weihnachtsmarke die schlimmste Sorte der äußerlich prunkenden und innerlich dürftigen Talmünzchen noch ungehindert breit: sie ist auch heute durchaus

noch nicht ganz aus dem Felde gedrängt. An die Jahre des heftigen ersten Kampfes gegen den Bilderbuchwurm erinnert der Name Klara Hepner, der jetzt auf einer Bildergeschichte: Sonnen-scheinwens erste Reise aufleuchtet. Es gab eine Zeit, wo Klara Hepner gegen Bilder im Märchenbuch sehr feindlich geknütt war, wo sie alles vom Bilderreichtum des Textes erwartete. Ueber diesen Proteststandpunkt ist sie nun hinausgekommen, und in Hans Schroedter hat sie aber auch einen Zeichner gefunden, bei dessen fröhlich sonniger Kraft sie nicht zu befürchten braucht, die Phantasie des Kindes könne gelähmt werden. Das Bilderbuch (Verlag von Scholz in Mainz, Preis 2 M.), gehört zum besten dieses Jahres. Elie Bestow, von der sich eine Bildergeschichte „Hanschen im Blaubeerenwald“ schon einen Platz in dem Jugendliteraturkisten erobert hat, beweist in ihren farbigen Bildern zu dem Aderienischen Märchen Däumelchen (Dietrich, München, 3 M.) wiederum den feinsten Natursinn. Sie gehört sicher zu den Kulturörnern fürs kindliche Auge. Die schönste Bildergeschichte dieses Jahres ist das von dem Münchener L. Kainradl gezeichnete Märchen von den Sandmännlein (Schreiber, Eßlingen, 2,40 M.), die das kleine Viechel mitnehmen in ihr Reich zu Spiel und Ringelreihn und zu einer sehr erquicklichen Fahrt auf den Mond. Alles in diesem Buche ist einfach-anschaulich, die Verse sind echte spielende Kinderrhythmen. Die unvergänglich-köstlichen Bahnbrecher der neuen Bilderbuchkunst, Ernst Kreidolfs Schlafende Bäume und Wiesen-zwerge (Schaffstein, Köln, 2 und 3 M.), haben sich längst durchgesetzt; sie liegen in neuen Auflagen vor.

Arpad Schmidhammer hat sich diesmal mit Wilhelm Koppe zu dem Buch Lustige Märchen verbunden (Jos. Scholz, Mainz, 3 M.), das im Texte kräftige Knappheit der Schilderung, in den Bildern Wucht und Schwung zeigt. Schmidhammer ist wundervoll muskulös, und das tollste Durcheinander ist ihm der liebste Augenblick. Ein Märchen voll sozialen Ernstes hat Elisabeth Gnaud-Röhne geschrieben: Das Geranium, und Franz Strafen hat bezwingende Bilder voll Klage und Anklage dazu geschaffen; der Ertrag dieser Veröffentlichung, die sich an die Ermachlenen wendet, soll dem Reuban für das Berliner Krüppelheim zugute kommen (Berlin, Urbanstr. 22).

Neben die vielen farbigen Bilderbücher stellt Josef Mauder eines mit Schwarzbildern: Der Wupu (Jugendblätter, München, 1,20 M.). Das Konterfei des Wupu zeigt einen wüßstüdeln Lurch, dem die wackeren Stammtischbürger nächtlicherweile das scheußliche Lebenslicht ausbläuen wollen. Die Bilder geben dem Buche künstlerischen Wert. Johann Peter schreibt launig frische Verse, konnte sich aber in der zweiten Geschichte von der Erinnerung an Mag und Moritz nicht frei machen.

Von den mancherlei Tierbüchern dieses Jahres mag Walter Casparis Aus Wald und Heide (München, Dietrich 3 M.) genannt sein, zu dem Johannes Trojan Gedächtnis geschrieben hat, deren Form manchmal verfehlt, daß sie für die Kinder bestimmt sind. Das Oberländer Bilderbuch (Braun u. Schneider, München, 4 M.) ist auch zum größten Teil ein Buch von Tieren. Vieles ist aus Bilderbogen und den „fliegenden Blättern“ bekannt, aber Oberländers Bilder veralten ja nicht. Sie treiben lustigen Spott, schauen der Wirklichkeit bis auf die Knochen und reden mit der Weisheit der alten Tierfabel. Die Freude an diesen Schöpfungen ist immer eine doppelte: weil man in jeder Tiergestalt immer Tier und Mensch zugleich sieht und allenden Spaß und satirischen Ernst in eins geseht. Der Erwachsene hat beides, das Kind sicherlich zunächst den Spaß und es kann wohl sein, daß es an diesen Bildern allmählich den Weg vom Esz zur Satire findet. Ein Buch, das den Gedanken zum Wandern verhelfen soll, hat der Münchener Jugendverlag mit Hilfe der Berliner Freien Lehrervereinigung für Kunstpflege herausgegeben unter dem Titel: Stadt und Land. Neben vielen sehr schönen Bildern steht einiges recht ungeeignete (Schluß der Vorstellung, Berliner Tiergarten).

Von diesem Bilderbuch, dessen Blätter natürlich nicht innerlich zusammengehören, wird nur das reise Jugendarbeiter den rechten Gewinn haben.

Ein Kinderbuch aber, das wichtigste sogar, das in diesem Jahre erschienen ist, stellt Sopyus Hansens Großstadtbilderbuch dar, hinter dem die Hamburger Lehrervereinigung für die Pflege der künstlerischen Bildung steht (A. Voigtländer, Leipzig, 2,50 M., unzerreißbar 3,00 M.). Dies Buch will im Gegenatz zu den Bilderbüchern, die vom Landleben erzählen, dem Kinde die Augen für das Großstadtleben öffnen, in dessen bewegtes Treiben es hineingelegt ist. Was schon vordem mit erzählendem Worte angestrebt wurde (Ise Frapan: Hamburger Bilder; Heinrich Scharrelmann: Ein kleiner Junge; F. Gansberg: Streifzüge durch die Welt der Großstadtkinder), wird hier ganz ohne Text einzig durch das anschauungssträchtige Bild geleistet. Es ist vor allem ein Buch vom treibenden Leben der Straße. Was da gegeben ist, ist das beste und ist hervorragend gut. Neben das Bild der Straßenarbeit hätte ich noch ein anderes Arbeitsbild gewünscht, ein Hochbaubild etwa, und das Zirkusbild wäre nicht so sehr notwendig gewesen. Sopyus Hansens ist ein Erzähler; er stellt so überzeugend dar, daß man meint, er müsse das Kind nicht nur zum schnellen, sicheren Erfassen der großstädtischen Wirklichkeit, sondern auch zum Gefühl für die eigenartige Lebensschönheit der Großstadt führen.